

Wang Tsung Tse.

Von Johannes v. Jensen.

Wang Tsung Tse wohnte in dem alten Chinesenviertel in Shanghai, irgendwo hinter der alten Stadtmauer, wo sonst nie ein auffälliger Sonnenstrahl hingekam; jetzt aber hatte man begonnen, die alte Mauer niederzureißen.

Statt der lieben Mauer, die immer feucht war und nach Generationen stank, die sich hier Zeit gelassen hatten, und statt des Grabens davor, der im Frühjahr tote Stagen mit dem Leich nach oben an die Oberfläche brachte, gähnte ein großes Loch in der Stadt, das im Verhältnis zu dem, was niedrigeren worden war, einen erstaunlichen Umfang hatte, ebenso wie das Loch nach einem eben ausgezogenen Jahr, das bekanntlich das größte der Welt ist. Und hier auf diesem Bauplatz, der noch von muffigem Kalkstaub rauchte, und wo Bettler und Kinder auf allen Bieren nach alten Käsekrumen suchten, oder um die Wette mit Hund und unbeschreibliche Dinge aus dem grünen, dickflüssigen Sumpf fischten, der von dem Stadtgraben übriggeblieben war, den man mit Mauerschutt zugeworfen hatte, hier waren bereits einige Dutzend Geschäfte unter offenem Himmel gegründet worden, ein ambulantes Topfhändler, mit einem Lager von so riesengroßen Tongefäßen, daß ein schiefhäutiger Diogenes leicht darin übernachten konnte, was auch vorkam, stiegende Barbier und Restaurateure, die sich hier festbissen und Westfracht erfrischten, außer natürlich Dörben von Nischinatulis, jenem unanständigen Volk, das immer Eile hatte; ein Marktplatz war drauf und dran, hier zu entstehen, ein greller Ort mit Platz und Sonne und Aussicht am Tage, und ohne Erquickung, nicht einmal des Nachts. Wo sonst nur Dachtröpfel und Regenwasser die Stille hinterm Wall unterbrochen hatte, gab es jetzt Tag und Nacht Hallo- und Renndengeschrei; man ermordete sich gegenseitig auf dem bequemen offenen Platz, und gegen Morgen, wenn selbst Diebe und Räuber schliefen, konnte man es draußen von irgend einer heimlichen Wöchnerin hören. Wang hatte einen schlimmen Nachbar bekommen, denn dem gähnenden Mauerloch gegenüber, auf der anderen Seite des Boulevard, der einem Platz gegenüber einjagte, türmten die Häuser des französischen Stadtteiles sich, die gottessünderlichen und lahnen, überall durchfensterten und erleuchteten Häuser der Weißen. Eine nette Aussicht als Zugabe zu dem freien Himmel. Das Schlimmste aber war, daß Wangs eigenes Haus bloßgelegt worden war. Vor dem was man nicht sehen will, kann man die Augen nieder schlagen, wie aber soll man sich selbst bedenken, wenn einem der Mantel der Warmherzigkeit von der Fassade fortgezogen wird? Die Mauer war fort, und unter dem vielen Himmel, der das Licht auf eine blendende, ja geradezu rohe Weise hereinließ, lag Wangs kleines Haus und krümmte sich nach der einen Seite, als ob es einen fürchterlichen Stich habe. Wang geht ungern am Tage aus, weil man seine Tür immer sehen kann, selbst wenn er sie geschlossen hält. Wang haßt alles Auffällige. Bisher hat er seinen Lebensunterhalt im stillen verdient, jetzt aber geht es bergab mit ihm.

Wang ist Hochfallenmacher. Er macht die winzig kleinen Rollen aus Bambus, die ins Bett gelegt werden, in Form von ganz kleinen Hummerschalen, die auch ungefähr auf dieselbe Weise fungieren, mit einem lehrigen Stiff in der Mitte. Sein Vater und sein Großvater waren Hochfallenmacher gewesen, Künstler in ihrem Fach, ebenso wie Wang; jede Falle, die ihren Weg aus dem alten Hause fand, hatte Segen gebracht. Wang war ebenso arm wie sein Vater, dessen ganze Freude es gewesen war, die Falten so gut und hübsch wie möglich zu machen; er liebte seine Arbeit. Auch Wang liebte seine Arbeit und sitzt am liebsten in der kleinen, schwarzen Werkstatt und hantiert mit dem alten, verbrauchten Werkzeug, und feilt und polt seine Falten. Wenn eine fertig ist, findet er immer, daß die nächste noch besser und nützlicher werden muß. Er macht die kleinen Gitterstangen, indem er das Bambusrohr durchbricht und Holz an den Enden, wo ein Glied ist, festschlägt. Wang schämt jede kleine Gitterstange achtzig im Durchschnitt, was gar nicht nötig ist, aber es macht ihm nun einmal Spaß. Zu Lebzeiten seines Vaters pflegten die Käufer von selbst zu kommen; das alte Haus hatte nicht einmal ein Schild; und auch Wang wurde nicht vergessen. In der letzten Zeit aber, seit das Haus bloßgelegt worden war, merkte er, daß seine Kundhaft ausblieb. Dabei ließ sich natürlich nichts machen, weder für noch gegen, aber Wang bekam weniger zu essen. Dies und die schlimme Aussicht und noch einige Umstände, die er sich allerdings selbst nicht klar machte, trugen ihr

Teil dazu bei, daß Wang verstimmt wurde. Da war nun zum Beispiel die Geschichte mit dem Kopf, der seinen Kopf nicht mehr schmückte. . . natürlich heutzutage ging ja niemand mehr mit einem Kopf, und wozu sich an die beschämende Weise erinnern, auf der er ihn losgeworden war? Außerdem waren ihn ja alle auf dieselbe Weise losgeworden; man war eines Abends, als man sich noch spät auf die Straße gewagt hatte, von einem revolutionären, fortschrittsfreundlichen Haufen überrascht und zum letztenmal an dem unseligen Kopfputz gezerrt worden; man wurde daran mit seinem ganzen Gewicht durch den Schmutz gezogen, und schließlich war er abgehauen und, wie es hieß, nach Europa geschickt worden, wo einige heidnische weiße Frauen zum Glück die Pest dadurch bekommen hatten — ach, er selbst aber war ohne Kopf und hatte morgens nichts mehr zu kämmen und zu flechten, sondern mußte sich damit begnügen, mit dem Buchsbaumkamm über einige Stoppeln zu freiden, die seinen Widerstand leisteten; mag zog die Kopfbedeckung tief über die Ohren und lehrte den Leuten ungerne den Rücken, lieber die Fassade zu, obgleich auch die nicht zu schön war; man überlebte es, denn alle überlebten es, aber . . .

Ah ja, da war nun das mit der Opiumpeife, die er auch nicht mehr hatte. Sie war tot. Wang erinnerte sich ihrer wie eines lebenden Wesens, eine alte, dicke, dunkle Opiumpeife mit einem Mundstück aus Eisenblech, zugeräuchert, braun und süß wie eine frische Kastanie, und mit einem alten löflichen Steinkopf, angefüllt von dem schwarzen Krusten eines ganzen Monatsalters; sie hatte Wangs Vater gehört, und ihr in seiner Knochenhand war er gestorben, zum letztenmal lächelnd wie ein Kind, das saugend an der Mutterbrust eingeklappt ist; sie war von seinen Lippen abgenügt. Nichts in der ganzen Welt schmiedete so süß wie sie, während vieler Jahre, wo Wang allein gelebt hatte, war sie ihm Vater und Mutter gewesen, sie war geheimer Teilnehmer an der Verschönerung zu dreien: Wang, die Hochfallen (nämlich die Arbeit, in der seine ganze Seele lag) und die Peife — und diese Peife hatte man verbrannt. Er hatte sie selbst verbrannt. Man hatte ihn ja gezwungen, zur Anti-Opiumpeifen-Versammlung zu gehen und in einem großen Hause zu johlen und im Triumph mit der alten, unerseligen väterlichen Peife, ja beinahe dem Alten selbst, angelaufen zu kommen und sie ins Feuer zu werfen, und mit einem Salat herumzugehen, auf dem der schwarze Rauch geschwunden wurde, dazu hatte er sich gezwungen gefühlt. Warum? Weil alle anderen es taten. Jetzt aber war er ohne Peife. Statt dessen hatte er sich an Tabak gehalten, eine Messingpeife, in der er wie andere Kulis Tabak rauchte. Er zog gut, aber drang nicht bis ins Herz. Bisweilen, wenn Wang einjam über seine Arbeit gebeugt lag und die letzten felsamen Jahre überdachte, nachdenklich, denn seit Monaten hatte er ja kein Opium mehr geschmeckt, begann es in seinem Hinterkopf zu saufen, die Entbehrung des schwarzen Rauches, den er geschmakt hatte, und dann war es ihm, als ob er ein einziges Mal in seinem Leben, und zwar recht bald, etwas tun müßte, was alle anderen nicht taten . . .

Darum geschah es an dem chinesischen Neujahrstag, dem einzigen und allgemeinen Festtag des Jahres, wo alle Welt sich was angute tat und die Sorgen des Jahres in Feuerwerk aufgehen ließ, daß Wang Tsung Tse sich auf entgegengesetzte Weise wie alle anderen Lust machte, wie eine Kaskade, die in die Erde schlägt. Die Veranlassung war folgende:

Wang's Nachbar, der Gerber Jung, kam am Neujahrabend und schenkte Wang eine Papierlaterne. Das sollte, wie man wohl annehmen darf, eine Höflichkeit sein, und unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte Wang es auch sicher als solche angesehen. Die beiden Nachbarn hatten sich während vieler Jahre, obgleich beide arm waren, tiefe gegenseitige Achtung gezeigt, Wang verbeugte sich und drückte sich selbst ehrerbietig die Hand, wenn er Jung sah, und Jung machte ein Kotau und drückte sich hochachtungsvoll die Hand, wenn er Wang begegnete. Die Papierlaterne war eine Artigkeit, die in dessen den Haken hatte, daß Jung kinderlos war, denn jeder weiß, daß der, der von einem Manne eine Neujahrsgabe bekommt, selbst kinderlos bleiben wird. Wang war allerdings noch unversehrt, aber er hatte keineswegs die Absicht, als Junggehilfe ins Grab zu steigen, denn wer sollte ihn begraben und Räucherkerzen nach seinem Tode für ihn verbrennen? In alten Tagen, bevor das Loch in der Mauer war, hätte Wang das Geschenk wahrscheinlich trotz der damit verbundenen Gefahr angenommen und das böse Wahrzeichen in einer Extrapeife Opium begraben; jetzt aber war er nicht mehr, das alte Jahr endigte für ihn damit, daß er im Begriff war, hungrig zu Bett zu gehen, als Jung kam; er hatte den ganzen Tag keinen Reis gehabt. In dieser Stimmung empfand

er die Gabe wie eine Taktlosigkeit und schlug sie aus. Jung zog sich sprachlos mit seiner Papierlaterne zurück.

Eine Stunde später, als Wang mit leerem Magen mitten in einer Freudentwoge von Feuerwerk, Festschüssen und Bomben durch die ganze Stadt, eingeschlämmt war, erwachte er dadurch, daß man ihn, in Ermangelung des Jopfes, an beiden Ohren aus dem Bette zerrte, auf dem Platz vor seinem Hause, wo die Mauer gestanden hatte, schleppte und mit Stöcken verprügelte; im Schein der Raketen und durch ein geschwollenes Augenlid sah Wang, daß es der Geber war, der mit Hilfe einiger Freunde die Schmach abwusch, die ihm durch Wang widerfahren war.

Noch in derselben Nacht, etwas nach zwölf, fand Jung den Hochfallenmacher sterbend in seinem Flur, ein Ereignis, das um ein Haar Wangs Haus Glück und Segen geloset hätte, denn das schlimmste, was einem Manne passieren kann, ist ja, daß jemand innerhalb seiner Wände stirbt.

Wang hatte für sechzig Cents Opium auf einmal genommen, nachdem er seine Hosen verlegt hatte.

Ein unwiderstehliches Verlangen zu sterben war über ihn gekommen. Nachdem sowohl er wie das alte Haus ihre Fassade verloren hatten, war ihm, wie einem weinenden Kinde, sein Vater und die alte Opiumpeife eingefallen. Er hatte seine Schande hinuntergeschluckt und war zu der Peife, seinen Vorfahren und dem alten, schattigen Dalein, den langen Nächten hinter der Mauer, zurückgekehrt, wo das Dachtröpfel ihm die Erwaleit ausmachte — und gleichzeitig wollte er damit Jung großen Schaden zufügen.

Aber es gelang Wang Tsung Tse nicht, das Haus des Gerbers mit seiner Leiche zu beudeeln, denn Jung entdeckte ihn rechtzeitig, als noch etwas Leben in ihm war, und schleppte ihn eiligst auf den Bauplatz vor seinem eigenen elenden, schiefen Haus hinaus. Hier in dem Loch der Mauer, das der Anfang zu Wangs Erniedrigung gewesen war, auf einem Lager von Mauerbrocken und in einem müden Regenregen des Feuerwerks, womit man das neue Jahr immer noch feierte, verendete Wang Tsung Tse.

(Autorisierte Uebersetzung von Julia Koppel.)

Die Schlachtfelder Oberitaliens.

Aus den früheren Kriegen zwischen Italien und Oesterreich.

Der Kriegsschauplatz, auf dem voraussichtlich die ersten Zusammenstöße zwischen Italien und den Verbündeten stattfinden werden, ist von altersher blutgetränkter Boden. Schon vor Jahrtausenden wurden hier schwere Kämpfe ausgefochten, und immer wieder hat die Kriegsfurie auf den norditalienischen Gebieten gewütet. Auch von späteren inneren Kämpfen ist Oberitalien heimgegriffen worden, besonders als unter Viktor Emanuel II. die Einheitsbewegung sich gebieterisch bemerkbar machte. Als im Jahre 1849 die revolutionären Wellen auch das lombardisch-venezianische Königreich überschwemmten, und der Unwille über die Fremdherrschaft offen zum Ausdruck kam, mußte sich Karl Albert von Sardinien notgedrungen entschließen, den lombardischen Vordenen gegen die Oesterreicher zu Hilfe zu kommen. An der Spitze der kaiserlichen Truppen stand der 83jährige Radetzky. Es gelang ihm, sich inmitten einer feindlichen Bevölkerung auf Verona zurückzuziehen, um dort im Schutze der oberitalienischen Festungen, des sog. Festungsvierecks, den Winternoten den Uebergang über die Etsch so lange unmöglich zu machen, bis ihm Verstärkungen gestatteten, dem Feind entgegen zu treten. Am 10. Juni kam es zur Schlacht bei Vicenza, und am 25. Juli bereitete Radetzky, der von Tirol her Verstärkungen erhalten hatte, bei Custoza ein Sommercampagna den Winternoten eine Niederlage. Mit vieler Mühe entging das Heer Karl Alberts einer Durchbrechung, und Radetzky konnte siegreich wieder in Mailand einziehen, das er wenige Monate vorher hatte preisgeben müssen. Die Lombarden mußten sich infolge dieses Sieges zu einem Waffenstillstand entschließen.

18 Jahre später, am 24. Juni 1866, sah Custoza abermals eine Schlacht, in der Erzherzog Albrecht die fast doppelt so starken italienischen Truppen unter Cialdini zurückwarf. Die Oesterreicher stürzten sich auf das Festungsviereck und hatten in einer Stärke von 82 000 Mann in und um Verona Auffstellung genommen. Unter der Anführung Lamarmoras überschritten die Italiener am 23. Juni 1866 mit zwei Armeekorps den Rincio, während Cialdini gegen die Etsch vordringen und Garibaldis Freischaren in Tirol einbrechen sollten. Am 24. Juni in aller Frühe griff Erzherzog Albrecht den Feind auf der ganzen Linie an. Den ganzen Tag über dauerte der

Die Erweckung der Maria Carmen.

11] Von Ludwig Brinkmann.

Bei Tagesanbruch marschierte meine Abteilung von Holzältern ab, zu zweit je einen Balken tragend, über ungebahnte Flächen von wildem Steingeröll hoch hinauf bis zum Kamme des Gebirges; an manchen Stellen mußten die schweren Stücke von einem Felsvorsprung zum anderen hinaufgerichtet werden; an einer steilen Wand ließ ich sie sogar mit Striden hinaufziehen. Alles an sich einfache, aber doch unendlich mühsame Arbeiten. Es begann schon sehr, sehr heiß zu werden — wir haben Ende Juni —, als die kleine Sendung auf dem Grate angelangt war. Zur anderen Seite ging es, wie beabsichtigt, leichter hinab. Wir ließen die Balken auf den abschüssigen Pfaden in das tiefe Tal hinabgleiten; ein oder zwei Mann bremsen am Seile, während andere die Last fortwährend frei machten, wenn sie sich irgendwo in einer Fuge des Gesteins festgeklemmt hatte oder wenn die Steigung nicht steil genug war, um den Widerstand der Reibung zu überwinden. So gelangten wir schließlich aus dem Gebirge hinaus. Dann wurden die Balken wieder auf den Rücken geladen und durch eine Furt des Rio Verde geschleppt, der hier besonders seicht ist. Auf dem jenseitigen Hochlande gelangten wir schließlich zu einer halbwegs fahrbaren Straße, die fast bis zum Hause der Maria Carmen hinführt. Dortbin hatte ich einen der landesüblichen Ochsenkarren mit zwei massiven Holzrädern als speichenlosen Rädern kommen lassen, der in etwa fünf Stunden das Holz zu dem ersuchten Bestimmungsorte brachte.

Die nächsten Sendungen werden die Reise wohl schneller zurücklegen; ich glaube nicht, daß ich mich noch darum zu kümmern habe.

Im Minenhaus genieße ich nach einer Woche harter Arbeit und vielen Schweißes wieder die Wohlthaten der Kultur, die mir fast als ein königlicher Luxus erscheinen. Sogar ein Bad habe ich nehmen können! Es ist doch alles nur relativ; im allgemeinen würde sich der Westeuropäer hier nie in der Barbarei fühlen; aber nach dem Leben im Hochgebirgsvalde erscheint mir unser Wüstendasein der Gipfel des Erstrebenswerten.

Den schönen bequemen Sonntag, auf den ich mich die ganze Woche freute, habe ich nun doch nicht gefunden. Ward und Stuart haben mir liebenswürdigerweise ein paar Briefe

aufgehoben, die ich beantworten sollte. Ich sei nun einmal ein Gelehrter.

Es handelt sich um eine etwas schwierige Korrespondenz mit der Eisenbahngesellschaft, die jetzt die Strecke Doctan-Laviche baut. Wir hatten den Antrag gestellt, sie über den letzteren Ort bis in unser Tal hinein zu verlängern. Allerdings wäre der Bau, trotz der Kürze der Strecke, wie uns ja wohl bewußt, sehr schwierig und entsprechend kostspielig; es ist hinter Laviche eine bedeutende Steigung zu überwinden, ein tiefer Einschnitt in den Grat des Gebirges zu brechen und schließlich wieder auf Serpentina in unser Tal hinabzusteigen. Zum Bedeihen unserer Mine ist solch ein Werk aber ebenso notwendig wie Maschinen und Geld —

Ja, das Geld!

Damit hapert es ja in unserer kleinen Gesellschaft stets. Die Eisenbahnleute wollen Geld allerdings nur in Form von Garantien; aber das ist ja identisch. Bis diese eingelöst sind, müssen entsprechende Summen hinterlegt sein. Wir sollen uns zu einer Mindestbeförderung von soundsoviel Tonnen täglich, im Laufe von zehn Jahren steigend, verpflichten. Diese Forderung ist ja soweit berechtigt, wird aber zur größten Ungerechtigkeit, wenn in unserem Tale andere Minen erschlossen werden, die dann von vornherein die Wohltat der Bahn hätten, während wir das ganze Risiko übernehmen müßten.

Ich beriet mit Ward und Stuart lange; der einzige Ausweg scheint sich dadurch zu öffnen, daß wir uns in irgendeiner Form als Sondergesellschaft an der Zweigbahn Laviche-Maria Carmen beteiligen; jede weitere Entwicklung der Bahn durch andere Neugründungen käme uns dann auch zugute; ja wir könnten etwas Tarifpolitik zugunsten unserer eigenen Silbererze treffen.

Nun hieß es, diesen neuen Gedanken der Eisenbahngesellschaft möglichst mundgerecht zu machen. An meinem national-ökonomischen Aufsatze aber arbeite ich den ganzen Tag.

Es waren gewiß romantische Ideen gewesen, die mich ursprünglich mit meinem Schicksal, in den Hochgebirgsvalde hinauszuziehen zu müssen, verführten hatten; ich hatte gehofft, Ruhe dort zu finden, um in der Stille der Berggipfel, in des Himmels Nähe, auf den Kampfbäumen der Stürme und Unwetter meinen eigenen Gedankengängen nachzugehen, über vieles nachzufinnen, mir Klarheit zu erringen, das zu bedenken die Hitze, die Unruhe, der Lärm des Minenlagers nicht gestatten wollten.

Doch ach, wie profan ist jede nützliche, harte Arbeit! Wie abspannend ist das Umherirren in den Schuadten und auf den Abhängen der Berge, das unaufhörliche Be-

aufsichtigen der Arbeiter, wenn man nur einige Werte, seien sie auch noch so bescheiden, schaffen will. Vielleicht liegt in all dem eine höhere Art von Romantik, eine transzendente, die uns selbst und unser allzu romantisches Ringen nach Scheinwerten mit einbegreift. Wer weiß das?

Genug, ich arbeite ohne aufzuatmen. Stuarts Rat hat mir einige Anleitung gegeben, wie ich am besten der Bequemlichkeit meiner Leute begeben kann. Ich habe das System des Tagelohnes ganz aufgegeben. Ich vereinbare nur mit ihnen einen Stückpreis für jede einzelne Arbeit, für das Fällen eines Baumes, für das Abschlagen der Keste, für den Transport zum Zimmerplatze, für das Abschälen der Rinde, für das Zerlegen; ich biete zunächst die Hälfte von dem, was ich zu geben bereit bin, und erwecke dadurch in meinen wackeren Tollkuten die feste Ueberzeugung, daß sie eigentlich mich dabei über's Ohr hauen; und wenn ich trotzdem nicht zum Ziele zu gelangen scheine, spiele ich eine Gruppe von Arbeitern gegen die andere aus; dann geht es gleich; denn futterneidisch sind sie alle. So habe ich auch den Transport bis zum Fuhrwerke zu festen Preisen vergeben.

Um aber die affordierten Arbeiten möglichst rasch ausgeführt zu bekommen, habe ich Prämien ausgesetzt — in Gestalt von Schnaps. Auf meine Rückreise in die Berge hat mir Stuart fast den ganzen Vorrat des Minenhauses mitgegeben. Man sollte diesen Völkern keinen Brantwein reichen, nach dem sie so lechzen; ich weiß es. Aber wir müssen das Holz rasch haben, damit wir mit unserer Mine vorwärts kommen; der Erfolg unseres Werkes ist uns schließlich das Höhere, Wichtigere. Alles Erobern geschieht auf Kosten der Schwächeren.

Vor allen Dingen habe ich nach und nach die widerspenstigsten dieser braunen Gefellen entlohnt und entlassen; das Duzend, das mir zurückgeblieben, scheint sich nun schon etwas an mich zu gewöhnen. Ich kümmerge mich jetzt auch weniger um die einzelnen, und es scheint mir, als ob es seitdem besser voranginge. Ich habe die Kolonne ganz unter die Leitung eines Normannes gestellt, eines sehr intelligenten und anstelligen Burtschen, namens Tozo, den mir mein Wirt Cypriano empfohlen. Dieser Mann hat begriffen, worum es sich handelt, und er treibt die Leute für mich an.

Ein alter Mann unter meinen Leuten, Porfirio, scheint mich aus einem mir unerklärlichen Grunde ganz besonders in sein Herz geschlossen zu haben; seine Inhänglichkeit an mich gibt dem ganzen Verhältnis zwischen mir und den Leuten den moralischen Halt.

So geht die Arbeit nun munter voran; doch, ach, wie bald wird mein armer Wald dahin sein!

(Fortf. folgt.)

Kampf in brennender Sonnenglut. Um 7 Uhr abends war das italienische Heer trotz tapferer Gegenwehr geschlagen, die letzte Stellung auf der Höhe von Custozza genommen, so daß der Rückzug unvermeidlich war. Die Italiener hatten nicht weniger als 7881 Mann Verluste. Diese Niederlage bereitete natürlich Gladstein beabsichtigten Uebergang über den Po. In Custozza steht noch heute ein Denkmal zur Erinnerung an diese Schlacht und an die gemeinsam Gefallenen.

Auch in Magenta erinnert eine im Jahre 1862 geweihte Kapelle an das Ringen vom 4. Juni 1859 zwischen den Oesterreichern und den vereinigten Franzosen und Sardinern. Vom Mittag bis zum Abend dauerte der Kampf um die in den Reisfeldern am Tessin zerstreuten Dörfer. Auf beiden Seiten standen etwa 100 000 Mann, die mit jüher Tapferkeit kämpften. Die Nacht war schon herein gebrochen, als sich die Franzosen unter Anführung Napoleons der wichtigsten feindlichen Stellung, des Fleckens Magenta, bemächtigten. Keine der beiden Parteien hatte in diesem das Gefühl, besieg zu sein, und der Anführer der Oesterreicher, der ungarische Graf Schulay, gedachte Tags darauf die Schlacht von neuem aufzunehmen. Erst infolge der Nachricht, daß die vom Unterbefehlshaber Lam-Gallas geführten kampfunfähigen Truppen nach Mailand zurückgekehrt seien, sah er sich genötigt, seine Stellung aufzugeben und sich in das Festungsbüro hinter dem Mincio zurückzuziehen. Danach trat ein Wechsel in der österreichischen Heeresleitung ein, wobei dem Kaiser Franz Josef der Feldzeugmeister Hef, der sich im Feldzuge von 1849 als Waffengenosse Nadejlys auf demselben Kriegsschauplatz bewährt hatte, an die Seite trat. Auf dem neuen Vormarsch in die Lombardei stießen die Oesterreicher am 24. Juni 1859 morgens auf die gleichfalls vormaligierenden Verbündeten. Es kam zu einer Reihe von Einzelgefechten zunächst ohne Entscheidung, bis die Franzosen nachmittags einen energischen Angriff auf das Dorf Solferino machten, das den Mittelpunkt des österreichischen Aufstellens bildete. Da auch ein österreichischer Angriff auf den rechten Flügel der Franzosen zurückgewiesen wurde, traten die Oesterreicher, während gerade ein furchtbares Gewitter das Schlachtfeld in tiefe Finsternis hüllte, den Rückzug über den Mincio an. Die Verluste der Verbündeten betrugen 17 000 Tote und Verwundete und 2500 Gefangene, die der Oesterreicher 18 000 Tote und Verwundete und 9000 Gefangene. Der Anblick des blutgetränkten Schlachtfeldes wirkte auf den jungen Kaiser Franz Josef so erschütternd, daß er der von General Benedek beehrten Fortsetzung des Kampfes seine Einwilligung verweigerte. Wenige Tage darauf wurde die Welt von der Nachricht überrascht, daß der Friede geschlossen sei. Napoleon III. selbst hatte die Anregung dazu gegeben. Doch die Erfolge dieses Feldzuges befreidigten ihn keineswegs. Er hatte den Thron von Toscana seinem Vetter Jérôme in Aussicht gestellt, doch mußte er in Hinsicht auf die Einigungsbedingungen Italiens darauf verzichten. Auch Schwierigkeiten militärischer Art hatten sich herausgestellt, besonders hätte die Belagerung des oberitalienischen Festungsbüro's ungenügende Opfer gelostet, mit denen sich die Franzosen schwerlich einverstanden erklärt hätten. Da sich auch im österreichischen Hauptquartier der Wunsch nach Einstellung der Feindseligkeiten bemerkbar machte, so fand in Villafranca am 11. Juli 1859 eine Zusammenkunft der beiden Kaiser Napoleon und Franz Josef statt, die mit dem für Frankreich demütigenden Ergebnis schloß, daß Napoleons kriegsgerische Phrasen „Italien frei bis zur Adria“ ohne Erfolg geblieben war. Die Lombardei wurde zwar an Sardinien abgetreten, Venedig aber blieb — bis 1866 — unter österreichischer Herrschaft.

Kalmus.

Der alte, oft besungene Zauber des Pfingstfestes umspinnt und auf neu und ein Abglanz davon fällt auch in die dunkelsten Häuser der Großstadt: selbst der Ärmste schmückt sein Kämmerchen mit jungen Grün. Galt die Pfingstfeier dem Siege des Tages und der Sonne, die nun über die Mächte der Finsternis und des Frostes triumphieren, so ist Pfingsten für die meisten Menschen noch heute wie in heidnischer Zeit das Fest des wiedergewonnenen Grüns und vollendeten Schmuckes der Natur.

Wirk und Kalmus sind ausserorden, das Sommerfest des Deutschen gottlich zu bewillkommen. Freilich ist die Kalmusstaude nicht überall zu finden; wo man ihrer aber habhaft werden kann, erhalten Lir und Lor, Fenster und Pfosten Kalmuschmuck. Jedes Bild wird von ihren schwerförmigen Blättern beschattet, und vom Gesangs niden sie ins Zimmer herab. Nicht selten sind Hausflur und Fußböden mit Stücken des würzigen Stengels bestreut, die nicht nur die Schritte dämpfen, sondern auch einen Duft verbreiten, den die Lunge mit Wohlmut atmet. Eine einzige Kalmuswurzel zur Pfingstzeit gegessen, wo der ganze Reichtum ihres Aromas in ganzer Fülle hervorquillt, ist köstlich, denn alle teuren Parfüme: der Kalmus (Acorus calamus) gehört zur Familie der Arongewächse und ist somit ein Verwandter des gestankten Krom, der in blattigen Gebirgswäldern vorkommt und der äthiopischen Calla, die wegen ihrer lufthörnigen schneeweißen Blütenstelen eine beliebte Zimmerpflanze ist.

Der Schaft der Pflanze ist blattartig zusammengedrückt und besitzt eine scharfe und eine rinnenförmige Kante. Die unscheinbaren Blüten stehen in einem Kolben, der anfänglich von dem unteren, scheidenförmigen Teile des Schaftblattes umhüllt wird. Wenn sich die Staubbeutel einer Blüte öffnen, ist deren Farbe bereits eingetrocknet. Selbstbestäubung ist daher ausgeschlossen. Schneeden, die man des öfteren auf dem Blütenkolben kriechen sah, könnten allerdings an ihrer klebrigen Kriechsohle leicht Wellen der älteren tiefer am Kolben stehenden Blüten zu den Narben der jüngeren und höherstehenden tragen. Eine Fruchtbildung hat man aber bei uns nicht beobachtet, Beweis genug, daß die auf der Pflanze weidenden Schneeden eine Bestäubung nicht vollziehen. Die Befruchtung wird demnach wohl durch Insekten stattfinden, die aber unserer Fauna fehlen. Daraus ergibt sich, daß der Kalmus ein Fremdling in der deutschen Pflanzenwelt ist, wie man auch weiß, daß er aus dem Osten stammt. Die Küstengebiete des Schwarzen Meeres und die ungeheuren Landwasser zwischen dem Altai und Japan sind seine eigentliche Heimat. Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit hat die Pflanze, wahrscheinlich den Flußläufen folgend, durch die wildwachsende in fast ganz Deutschland an Sümpfen, Teichrändern und Flußufern gefunden. Im Mittelalter kannte man das Kraut selbst bei uns noch nicht, wohl aber seinen Wurzelstock, der aus Italien bezogen wurde. Namentlich in süddeutschen Handelsstädten war er hochgeschätzt, und wer zum Pfingstfest Kalmuswurzel in seinem Hausbalt aufzuweisen vermochte, war nicht wenig stolz auf das seltene Gewürz. Dementsprechend wurde es auch hoch bezahlt, so daß der Patriarch Anton Tucher in Nürnberg in seinen Wädhern 1593 sehr gewissenhaft notierte, daß er außer Mandeln, Zuckerkraut und Maharder auch „2 Lot Kalmus“ aus Venedig bezogen habe. Späterhin fiel der Wert des Kalmus in dem Maße, als er sich bei uns einbürgerte. Während man ihn nämlich in süddeutschen Städten noch 1753 als kostbares Gewürz aus Indien einfuhrte, machte man im nördlichen Deutschland die Entdeckung, daß er hier seinen Einzug ganz heimlich gehalten hatte. Auf die Einwanderung aus dem Osten deutet der Name „Latorenkraut“ hin, wie die Pflanze in Polen und dem südöstlichen Deutschland genannt wird. Um 1600 ist der Kalmus überall in Deutschland verbreitet gewesen.

Eine Einbürgerung hierzulande war aber nur durch den kräftigen Wurzelstock möglich, und diesem gebührt daher auch unser größtes Interesse. Der Wurzelstock einer Pflanze, auch Rhizom genannt, ist ein wurzelartiger, unterirdischer Stengelteil. Seiner Länge nach ist er in längere oder kürzere Glieder eingeteilt, die mit sauberenartigen Blättern, sogenannten Niederblättern, bezogen sind. Im Herbst treibt er Stodknospen, die im Frühling zu oberirdischen Zweigen auswachsen und fälschlich Stengel genannt werden. Einen derartigen Wurzelstock besitzen übrigens viele Pflanzen, von denen nur der Spargel und das Raiblümlchen genannt seien.

Der Wurzelstock des Kalmus wird über einen halben Meter lang. Er ist walzenförmig, von schwammig-leisiger Beschaffenheit,

außen bläß bräunlichrot und innen weiß. Wegen eines flüchtigen Oeles, das er enthält und eines Bitterstoffes ist er seit alters ein gesuchtes Heilmittel und wird als „Kalmuswurzel“ (Rhizoma Calami) in Apotheken und Drogenhandlungen geführt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß auch das Pilsemer Bier seinen eigenartigen Geschmack unter anderem der Kalmuswurzel mit verdankt. „Urquell“ ist nämlich aus Wasser gebraut, das von Bienen stammt, die über und über mit Kalmus befrachtet sind.

In der Hausapotheke wird Kalmus in mancherlei Zubereitungen verwendet. Man braucht die Wurzel als wirksames Mittel gegen Verdauungsbeschwerden. Ueberhaupt gilt Kalmusaufguss auf dem Lande als Univerfalmittel, denn nicht nur die gestörte Magentätigkeit soll er beseitigen, sondern auch kaltes Fieber, Stofeln und sogar die englische Krankheit vertreiben.

Wenn wir auch dieser Ansicht über die Heilkraft der Wurzel nicht zuneigen, so ist uns doch bekannt, daß sie zur Vereinerung stärkeuder Wäber dient und auch zur Herstellung von Parfümen verwendet wird. Auch als Würze gewisser Säfte dient sie. Wer in der Konditorei gepuderte Kalmuswurzel kauft, die im Orient das beliebteste Konfekt sind, muß dafür immerhin einen ansehnlichen Preis zahlen; es ist aber höchst einfach, diese Federer selbst herzustellen. Auch geben eingemachte Kalmuswurzel ein schmackhaftes Kompott.

Der Kalmus bewahrt sein würziges Aroma während des ganzen Sommers, obwohl es zur Frühjahrszeit am kräftigsten ist. Es scheint noch nicht hinreichend bekannt zu sein, daß die Wurzel von Materialisten, Fabrikanten ärthlicher Oele, Destillateuren und Konditoren gern gekauft wird. Im Handel berechnet man 100 Kilo ungefehlte Wurzeln mit 45 M., gefehte und schon weiß getrocknete mit 70 M., Primaware wird noch teurer bezahlt. Kalmus hat also auch einen Handelswert, den die Zeichwirte noch zu wenig Beachtung schenken. Auf ein Kilo marktsfähige Ware dürften 4 1/2—5 Kilo Rohmaterial zu rechnen sein.

Die geeignetste Sammelzeit ist das Frühjahr. Doch ist beim Einammeln die größte Vorsicht am Plage, denn der Standort der Pflanze, Mfer und Sümpfe, ist zumeist moorig und nur zu leicht verliert der Erntende den Boden unter den Füßen.

C. Schenking.

Die Moral Machiavellis.

Gerade zur rechten Zeit bringt Univeritätsprofessor Hofrat Viktor Conda in der ungarischen Rundschau für historische und soziale Wissenschaften einen größeren Aufsatz über die Aufrechterhaltung der berühmtesten Lehren Machiavellis, die er 1514 in dem Buche „Der Fürst“ zusammengefaßt. Es scheint jetzt an der Zeit, in bunter Reihe eine Musterrolle der Anschauungen dieses Italieners zu geben; erklärende Worte dazu erscheinen überflüssig, die Tatsachen sprechen für sich selbst. „Daß Romulus seinen Bruder tötete und dann der Ermordung des Titus Tatius zustimmte“, sagt Machiavelli, „könnte nicht mißbilligt werden, wenn man die Absicht betrachtet, welche zum Morde führte.“ Als allgemeine Regel muß gehalten werden, daß . . . wegen außerordentlicher Mittel niemand verdammt werden kann, wenn diese für die Ordnung eines Königreichs oder zur Gründung einer Republik notwendig sind.“ Wenn auch die Handlung verbrecherisch ist — hat sie nur Erfolg, gibt es keine Anklage.“ Wo von der Rettung des Landes die Rede ist, darf nicht darauf gesehen werden, was recht oder unrecht, milde oder grausam, schmächtig oder lobenswert ist — alle Rücksichten beiseite, muß zu dem Mittel gegriffen werden, welches ihm Leben und Unabhängigkeit rettet.“ Machiavelli hatte schon in seinem Werke über die Republik in den Discorsi bekannt, daß der Zweck die Mittel heiligt, daß der Staatsmann Fuchs und Wolf in einer Person sei, was er in seinem „Fürsten“ in Fuchs und Löwe ändert. In letzterem Werke stellt er denen, die einen neuen Staat zu gründen wünschen, Cäsar Borgia als Muster hin und überhäuft dessen Heuchelei, Betrügeorien und Morde mit Lobpreisungen.

So verherlicht er die Hinrichtung des Orsini in Sinigaglia. „Um vor diesem nicht jugendliche gerichtet zu werden, half er sich mit der Verstellung und verstand es so gut, seine Gefühle zu verheimlichen, daß die Orsini wieder anfingen, ihm zu vertrauen, und dieses Vertrauen trieb der Prinz in jeder Weise zu feigen, schenkte ihnen Juwelen, Kleider, Pferde, so daß ihm ihre Einfaltigkeit in Sinigaglia alle Köpfe auslieferte.“ Und da er bemerkte, daß seine bisherige Strenge einigen Unwillen erweckte, gab er, um die Sorgen der Untertanen zu zerstreuen und seinen Einfluß nicht zu schwächen, die Erklärung ab, daß die Grausamkeiten in der Vergangenheit nicht von ihm, sondern von seinen Ministern begangen wurden. Um dies in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise zu erhärten, ließ er den Gouverneur — den er wegen seiner ungenügenden Erfahrung in Grausamkeiten mit ganzer Vollmacht ausgestattet hatte — auf dem Marktplatz von Cesena entzwei geschnitten zwischen blühigen Schwertern aufnageln.“ Und nachdem Machiavelli im berüchtigten achten Kapitel des „Fürsten“ Cäsar Borgia's sämtliche Niederträchtigkeiten und zur Gründung seiner Macht ausgeführte Grauelthaten erzählt hat, schließt er seinen Vortrag mit den Worten: „Bei Behandlung der Laufbahn des Fürsten kann ich es nicht haldeln, ja ich muß dem, wie ich schon bisher getan, zustimmen, daß sich jeder den zum Beispiel nehmen soll, der durch Glück oder mit Hilfe anderer zur Macht gelangt ist.“

Er zeigt aber auch an solchen, die mit Hilfe von Verbrechen zur Macht gelangten, ohne daß er sie, wie er sagt, würdigen wollte, Beispiele denen, die einmal notgedrungen solche nachahmen mußten. So stellt er Agathocles, den von unvergleichlichem Glück begleiteten sizilianischen Bürger dar, der König von Syrakus geworden ist. „Er war der Sohn eines Köpfers, sagt er, und trieb während seiner ganzen Laufbahn ein chlores Leben, führte aber seine Schandthaten mit solcher geistigen und körperlichen Geschäftlichkeit durch, daß er sich bis zur Monarchie erheben konnte. Fragen wir, wie Agathocles insstande war, sich nach so vielen niedrigen Verbrechen in der Macht sicher zu behaupten? — Dies hängt nur von der richtigen oder unrichtigen Anwendung der Grausamkeit ab. Die richtig angewendete Grausamkeit ist die, welche der betreffende im Interesse seiner Sicherheit einmal verübt, unrichtig aber ist, wenn er sie auch späterhin fortsetzt.“

„Die Erfahrung unserer Zeit beweist es, daß die Fürsten Großes geleistet haben, die sich um ihr Wort, ihr gegebenes Versprechen nicht kümmerten, es aber verstanden, den Leuten mit Schlaueit den Kopf zu bedecken und schließlich über die Ehrlichen triumphierten. . . Der Fürst muß sich den Löwen und den Fuchs vor Augen halten, denn der Löwe ist nicht insstande, der Schlinge auszuweichen, und der Fuchs vermag nicht den Kampf mit dem Wolf zu bestehen. Er muß also ein Fuchs sein, um die Schlinge zu erkennen, und ein Löwe, um die Wölfe zu vertreiben. Die nur den Löwen spielen wollen, gehen zugrunde.“

„Ich kann lähn behaupten: Es ist sehr nachteilig, immer ehrlich zu sein, dagegen fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig scheinen, ist sehr nützlich. . . Denn die Menschen urteilen im großen und ganzen mehr mit ihren Augen als mit ihren Gefühlen. Die Augen hat jeder offen, wenige haben ein richtiges Gefühl, jeder sieht, was du zu sein scheinst, aber wenige sehen, wie du bist. Der Fürst soll daran denken, sich Leben und Macht zu sichern, die Mittel dazu wird man immer achtenswert finden und loben, weil die Menge sich immer nach dem Schein und Erfolg richtet. Auch gegenwärtig spricht ein Fürst, der besser ungenannt bleibt, immer nur vom Frieden und vom Worthalten und ist heider Feind, seine Macht und seinen Ruhm aber hätte er schon längst verloren, wenn er ihnen treu geblieben wäre.“

Kleines Feuilleton.

Am Grabe der Kameraden.

Ein junger Genosse schreibt der „Magdeburger Volksstimme“: „Auf dem Friedhof liegen vier tote Kameraden, sie sollen am Nachmittage begraben werden!“

Mit diesen Worten konnten einige Kameraden zurück vom Friedhof eines größeren französischen Dorfes, das nicht weit vom Schützengraben liegt.

Bier tote Kameraden!

Ich fühle plötzlich das Bedürfnis, den vier Kameraden einen letzten Besuch abzustatten. Langsam gehe ich dem Friedhof zu und denke daran, wie lebendiglich sie noch gestern waren — und heute schon tot. Heute rot — morgen tot! Die schreckliche Wahrheit des Krieges!

In einem Grabe, zwei Schritt lang und zwei Schritt breit, liegen sie alle vier friedlich nebeneinander. Ich läste die Blase, die sie meinen Augen verbergt, ein wenig. Der erste, ein Jüngling von 22 Jahren. Nützig war er hinausgezogen, hatte Abschied genommen von seinen Eltern und seinem Mädchen, von dem er so viel erzählt, daß er so lieb hatte und das bestimmt später seine Frau werden sollte. Noch gestern nachmittage dachte er an sie, schrieb, daß er noch immer gesund und munter sei und hoffentlich bald in die Heimat zurückkehren könne. Am Abend war er tot. . .

Ein Granatplitzer hatte ihn im Schützengraben in dem Augenblick, als er in seinen granatigen Keller flüchten wollte, eingeholt und ihm den Todesstoß gegeben.

Der selbe Plitzer zerriff seinem hinter ihm stehenden Kameraden, einem Landwehrmann, die Brust. Seine Frau und vier Kinder, die ihm soviel Freude machten, weinen um ihn. Neben dem Landwehrmann liegt ein junger Krieger, den eine Granate vollständig in Stücke riß. Er glaubte bestimmt, später wieder nach Hause zu kommen. War er doch Bursche beim Jahneister und somit außerhalb der eigentlichen Feuerlinie. Ein feindlicher Flieger hatte die im untern Stockwerk des Hauses gelegene Kantine bemerkt und die Artillerie verständigt. Ein Glud war es noch, daß die Kantine, als die Granate kam, geschlossen war. So konnte sie nur dem einen Kameraden, der im oberen Stockwerk beim Lesen eines Buches aus der Heimat empfangenen Briefes war, den Tod bringen.

Der vierte hatte bei Ausbruch des Krieges seine kranke Mutter verlassen müssen. Nie war er, solange ich ihn kannte, richtig froh gewesen. Seine Gedanken waren meist bei der kranken Mutter, die seiner Hilfe bedurfte. Sie wartet schon so lange auf die Rückkehr ihres einzigen Jungen. . .

Noch ein paar Stunden, und ein formloser Hügel, geschmückt mit einem Holzkreuz, wird sich über ihnen wölben: „Hier ruhen vier brave deutsche Kameraden. Sie starben den Heldentod fürs Vaterland“ wird auf dem Kreuze zu lesen sein. Vier Tote, und wieviel Menschen weinen um sie!

Ich wende mich ab und sehe einen größeren Hügel. Auf dem Kreuze ist zu lesen: „Hier ruhen 34 deutsche Soldaten. Sie starben den Heldentod fürs Vaterland.“ Wieviel sprudelnde Lebenslust liegt unter diesem einen Kreuze begraben. 34 kraftstrophende Männer! Jeder wollte in die Heimat zurückkehren!

Ich sehe mich um. Noch viele dieser Gräber grühen schmer auf dem einen Friedhof. Wieviel Herzen warten vergeblich auf die Rückkehr ihrer Lieben!

Langsam verlasse ich den Friedhof. Ein Gedanke regt sich: Wie lange noch, und auch dich hat der Tod ereilt! Heute rot — morgen tot! —

Getreidemehlloses Gebäk.

Durch die Einführung der Brotmarken sahen sich bekanntlich viele Wirtschaften gezwungen ein Gebäk zu verwenden, das ohne Getreidemehl hergestellt war. So hat einer der bekanntesten Berliner Betriebe als erster ein Gebäk hergestellt, das aus Kartoffelprodukten und Meißstärke bestand. Diese Gebäke hatten aber den schwerwiegenden Nachteil, daß sie im Verhältnis zu ihrer Größe zu schwer ausfielen, die Krume bildete auch eine ziemlich feste, wenig, zum Teil gar nicht geloderte Masse. Die Loderung des Gebäkes erfolgt bekanntlich durch die von der Hefe erzeugte Kohlenäure, ist aber nur möglich, wenn der Teig nicht zu „kurz“ ist, d. h. wenn er genügend wasserunlösliche Einweihstoffe, also Kleber enthält. Durch den gummiartigen Zustand des Klebers werden die Gase im Teig zurückgehalten und der Teig dadurch gelodert. Da die Möglichkeit der Herstellung von getreidemehllosen Gebäken nicht nur volkswirtschaftlich von Wert ist, sondern auch sachwissenschaftlich von größtem Interesse war, so befaßt sich auch die Versuchsbücherei der Versuchsanstalt für Getreideverarbeitung mit derartigen Versuchen. Die Lösung gelang ihr dadurch, daß dem Teige Stoffe zugelegt wurden, die ähnliche physikalische Eigenschaften wie der Kleber haben. Wie Dr. A. Hornet in der „Chemiker-Zeitung“ zeigt, hat das so hergestellte Gebäk die gleiche Porosität wie Weizengebäb, die Farbe der Krume ist ungefähr die der früheren Semmelgebäbe. Das Äußere ist von gewöhnlichen Krumenbröden nicht zu unterscheiden. Was nun den Geschmack anbetrifft, so ist es klar, daß reines Weizengebäb den Vorzug verdient. Immerhin soll man nach diesem Verfahren hergestellte Gebäke auch in trockenen Zustände gut essen können. Jedenfalls ist es wissenschaftlich interessant, daß man insstande ist, ohne jeglichen Zusatz von Getreidemehl ein Gebäk herzustellen, das ohne weiteres als solches angeprochen werden kann.

Das deutsche Hospital in London.

Dr. zum Busch, der Oberarzt der chirurgischen Abteilung des deutschen Hospitals in London, durfte seine Stellung auch während des Krieges beibehalten. Er teilt der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ auf dem Umweg über Italien mit, daß er seit Anfang August stark vermehrte Arbeit hat, da von dem gewöhnlichen Stab des Krankenhauses acht Värzte und eine Anzahl Schwestern fehlen. Trotzdem hat er es fertig gebracht, mit Benutzung aller verfügbaren Räume 50 neue Betten aufzustellen, so daß jetzt täglich etwa 200 Kranke versorgt werden können, auch die Poliklinik geht nach alter Weise fort. Es wäre für die vielen armen Deutschen und Oesterreicher ein großes Unglück gewesen, wenn das Hospital hätte geschlossen werden müssen. Außer den gewöhnlichen Kranken hat das Hospital viele aus Kamerun hierher gebrachte Gefangene, die an Malaria erkrankt sind, in Behandlung und dann zahlreiche Gefangene aus den Internierungslagern. Sie finden alle in diesen schweren Zeiten im Krankenhaus Pflege und, soweit möglich, Heilung. Auch Liebesgaben versendet das Krankenhaus und versieht die Gefangenen mit Wäsche und Zigarren.

Notizen.

— **Musikchronik.** Im Deutschen Opernhause wird als nächste Erweiterung des Spielplans Marschners „Hans Heiling“ in Szene gehen. Vorher werden aber noch Mozarts „Figaros Hochzeit“ und Glucks „Phigeneie in Aulis“ in neuer Einstudierung und teilweise neuer Besetzung erscheinen.

— **Kurze Schlachtfeldbilder.** Die schwere Aufgabe, eine moderne Schlacht möglichst kurz und lebenswahr zu beschreiben, löste ein schwerverwundeter englischer Soldat auf folgende Weise. Nach seinen Eindrücken über die Schlacht, in der er verwundet worden war, befragt, antwortete er: „Zuerst hörte ich einen Hülllärm und dann sagte die Pflege Schwester: Versuchen Sie doch ein wenig zu trinken!“

— **Kriegsphotographen.** Die Arbeit der Kinooperateure auf den Kriegsschauplätzen ist natürlich nicht gefahrlos. Um aus möglichst großer Entfernung Bilder aufnehmen zu können, die aber dennoch beim Beschauer den Eindruck erwecken, als ob sie aus nächster Nähe gemacht worden wären, verwendet man sogen. Teleskope. Eine französische Firma bemüht sich nach der „Vichbildbühne“ solche Objekte, die Bilder auf 500 Meter aufnehmen und die in ihrer Klarheit so täuschend sind, daß man glauben könnte, sie wären aus dem Schützengraben selbst photographiert. Dasselbe Verfahren wurde auch früher bei Kinonaufnahmen angewandt, wenn es sich darum handelte, wilde oder scheue Tiere auf die Leinwand zu bringen.